

Der Bart meines Sohnes

Adam Willma, *Gazeta Pomorska*, 4. August 2000

Die Polen aus Jedwabne in der Region Łomża töteten an einem einzigen Tag anderthalbtausend Juden

Die ganze Nacht hindurch kamen Pferdefuhrwerke nach Jedwabne. Die Fuhrmänner knallten mit ihren Peitschen, erregte Menschen sammelten sich schon bei Sonnenaufgang in den Straßen. Das ältere Ehepaar Honk hatte die Nacht bei den Bukowskis verbracht. Aber gegen Morgen packten sie ihre Sachen und gingen zum Marktplatz. Józef Bukowski versuchte sie zu überreden dazubleiben, sie aber lehnten ab. Sie waren schweigsam und ruhig. „Unsere Zeit ist gekommen“, sagte der alte Herr Honk zum Abschied.

Der Bürgermeister von Jedwabne, Krzysztof Godlewski, hat zu den Ereignissen von vor 59 Jahren Distanz. Er stammt aus der Gegend von Olsztyn (Allenstein). In der letzten Zeit geht er des öfteren durch die Kleinstadt: „Um mir darüber klar zu werden, wie das eigentlich damals war. Jahrelang wurde über die Ereignisse von 1941 nicht gesprochen und jetzt plötzlich kam alles mit einem Schlag ans Tageslicht. Ich erinnere mich an Bilder aus den sechziger Jahren. Keine Bürgersteige, überall Kopfsteinpflaster, Rinnsteine und kleine armselige Häuser. Wie in den Romanen von Bruno Schulz.“

„Die Erinnerung kommt zurück. Immer deutlicher sehe ich die Gesichter vor mir, höre die Stimmen von damals besser. Mit dem Alter ist wohl die Zeit gekommen abzurechnen“, die Stimme von Halina Popiołek, Tochter Józef Bukowskis, wird brüchig. „An jenem besagten Abend, als die Honks zu uns kamen, kehrte mein Vater mit einer Neuigkeit nach Hause zurück. Sie werden die Juden verbrennen.“

Stanisław Ramotowski wohnte ganz in der Nähe von Radziłów, einer Kleinstadt nur wenige Kilometer von Jedwabne entfernt. In Radziłów ereilte die Juden schon zwei Tage früher als in Jedwabne ihr schreckliches Schicksal. Von Vorbereitungen auf einen Pogrom erfuhr Stanisław von einem Freund aus dem Nachbardorf. Sofort ging er zu den Finkelsztajns, denen die Mühle in Radziłów gehörte. Auf dem Dachboden des Hühnerstalls versteckte er die ganze Familie, die alte Frau Finkelsztajn, ihren Sohn, ihre zwei Töchter und zwei Enkel. Allein ging er schließlich nach Radziłów. „Ich sah sechzig Familien, die man auf dem Marktplatz zusammengetrieben hatte. In brütender Hitze mußten sie Gras herausreißen. Die polnischen Nachbarn raubten ihre Wohnungen aus. Ein deutscher Gendarm machte Fotoaufnahmen von einem Balkon aus. Es begann.“

Szmul Wasersztajn bat die Mutter..., sie möge „Klamotten“ nach Jedwabne „mitbringen“. Leon spannte die Pferde vor den Wagen und machte sich in Richtung einer Siedlung auf, in der ein Schulfreund von ihm wohnte. Er packte Kleider ein und die Nähmaschine. „Als wir ankamen, wurde der Wagen von Jugendlichen umringt. In den Händen hielten sie beschlagene Stöcke. Sie zerrten alles vom Wagen herunter und machten sich ans Sortieren. Szmul verlor ich aus den Augen.“

Am nächsten Tag lief Halinka Bukowska mit einer Horde anderer Kinder durch die Gassen von Jedwabne. Sie war damals acht, erinnert sich aber noch an vieles: „Zuerst gingen sie von Haus zu Haus, versuchten die Leute zu überreden auf den Marktplatz zu kommen, um den Juden die Bärte abzuschneiden. Mein Vater ging jedoch nicht hin. Die Juden standen den lieben langen Tag auf dem Marktplatz. Und die Sonne brannte erbarmungslos. Sie befahlen ihnen Gras zu verbrennen, malträtierten sie mit Stöcken. An unserem Haus ritt Herr Bielecki vorbei, der eine junge Jüdin vor sich hertrieb. Sie hieß Kiwajko, an ihren Vornamen erinnere ich mich nicht mehr. Naß vor Schweiß, schrie sie um Hilfe, aber niemand half ihr. Und alle wußten, daß Fau Kiwajko sich um die Kinder Bieleckis gekümmert hatte, als dieser im Gefängnis saß.“

Die Scheune gehörte Bronisław Śleszyński. Sie war recht groß, lag am Rande der Stadt, paßte ideal. Bürgermeister Marian Karolak kam um die Schlüssel zu holen. Śleszyński nahm seine Tochter Jaśka mit. Zusammen gingen sie los, um die Dreschmaschine und den Leiterwagen herauszuholen.

Janina Biedrzycka, mit Mädchennamen Śleszyńska, Tochter von Marian, ruht sich am Brunnen etwas aus. Direkt neben ihr finde ich ein Plätzchen auf dem kurzgeschorenen Gras. Die Hauswirtin hält ihr Gesicht in die unterge-

hende, orangefarbene Sonne: „Können Sie sich ausweisen? Ihr Name ist aber nicht polnisch. Wie auch immer, mir ist es eh schon gleichgültig, alle hören nur noch auf das, was die Juden sagen, aber keiner interessiert sich für die Wahrheit.“ „Was ist denn die Wahrheit?“ „Ja, daß die Juden die Russen, als diese einmarschierten, mit Brot und Salz begrüßten. Sie denunzierten unsere Leute, drohten uns. Im Laufe einer Woche verhafteten die Russen zwölf Polen. Ich erinnere mich gut daran, ich kann Ihnen noch alle Namen nennen.“ „Und wie war das mit der Scheune?“ „Hatte mein Vater denn was zu sagen? Sie kamen, verlangten die Schlüssel, da gab es keine Diskussion. Aber das haben sich nicht die Polen ausgedacht. Die Polen wären auf so eine Idee alleine nie gekommen. Man hätte die Juden ja z.B. auch in ein Ghetto einsperren können.“

Halina Popiolek weist darauf hin, daß sie nicht alles gesehen hätte: „Da war ich nicht dabei, als sie den Juden die Köpfe abschnitten und sie mit spitzen Spießern erstachen. Das weiß ich von Nachbarn. Ich habe auch nicht gesehen, als 'unsere' den jungen Jüdinnen befahlen, sich im Teich zu ertränken. Das hat die Schwester meiner Mutter gesehen. Ihr Gesicht war tränenüberströmt, als sie kam, um uns das zu erzählen. Ich selbst habe gesehen, wie sie jungen jüdischen Burschen befahlen, das Lenindenkmal zu entfernen, wie sie befahlen es herumzutragen und dabei zu rufen: 'Durch uns dieser Krieg!' Ich habe gesehen, wie sie dabei mit Gummiriemen geschlagen wurden. Ich habe gesehen, wie sie die Juden im Bethaus folterten und wie sie den gefolterten Lewiniuk, der noch atmete, lebendig begruben.“

Das schwarze Kätzchen springt auf Frau Popioleks Schoß. Halina Popiolek holt tief Luft: „Sie trieben alle in die Scheune. Von allen vier Seiten begossen sie diese mit Petroleum. Insgesamt dauerte das nur zwei Minuten, aber dieser Schrei ... ich habe ihn in den Ohren.“

Zum drei Kilometer entfernten Haus von Leon Dziedzic drang der Schrei der anderthalbtausend verbrennenden Menschen nur noch als dumpfes Stöhnen. Später kam mit dem Wind schwarzer Rauch und der Geruch verbrannter Körper. Am folgenden Tag befahlen die deutschen Gendarmen den Jungen, mit Schaufeln ausgerüstet zur Arbeit zu erscheinen. Unter ihnen war auch Leon Dziedzic. „Alles war mit feinem Sand bedeckt. Wir sollten sauber machen, damit es keine Epidemie gibt. Als wir Gruben ausheben wollten, strömte Leichengas aus. Alle mußten sich um die zwanzig Mal übergeben, aber nachdem das Gas schließlich verströmt war blieb nur der Geruch der Verbrannten.“ Dziedzic repariert seine Mütze, ein warmer Wind bewegt die Blätter des Birnbaums, der uns Schatten gibt. Nur wenige Wochen alte Welpen vergnügen sich mit unseren Hosenbeinen. „Nach einer gewissen Zeit stellten selbst die Gendarmen fest, daß die Arbeit zwecklos sei, weil die Leichen wie Wurzeln ineinander verflochten waren. Jemand kam auf den Gedanken, man könne sie ja stückeweise auseinanderreißen und diese Stücke dann in die Gruben werfen. Sie holten Forken, die normalerweise zur Kartoffelernte benutzt wurden und rissen auseinander wie es gerade kam: hier ein Kopf, dort ein Bein.“ Leon Dziedzic verstummt. Vom Baum fällt eine unreife Birne, die böse Hündin knurrt die Welpen an. Leon Dziedzic macht es sich in seinem Gartenstuhl bequem. „Am Abend, schon gegen Ende, waren noch einzelne Teile von Menschen übriggeblieben. Wir harkten alles zusammen. Als ich mit meiner Forke auf eine Dose mit Schuhcreme stieß, ging diese auf. Goldmünzen fielen heraus. Die Leute stürzten sich darauf, sammelten sie auf. Aber die Gendarmen stießen die Leute mit ihren Kolben weg und durchsuchten sie alle. 'Das Gold für uns, der Rest für Euch', sagten sie und deuteten auf die Leichen.“ Dziedzic erinnert sich noch an ein weiteres Detail: „Ich hörte, daß es später ein Problem gab, weil die Deutschen die Polen angewiesen hatten, von jedem Beruf wenigstens einen Handwerker am Leben zu lassen. Aber 'unsere' hatten sich nicht daran gehalten und suchten später krampfhaft Handwerker unter den Christen.“

Ramotowski gelang es noch bis 1943 die Familie Finkelsztajn zu verstecken. Dann denunzierte sie jemand, und sie alle kamen ins Ghetto. Von dort sollten sie nach Treblinka kommen. Staś folgte den Juden. Er war schon damals in Rachel Finkelsztajn verliebt, eine gebildete, zarte Frau, die vor dem Krieg in der Kielcer Niederlassung von Buick und Chrysler gearbeitet hatte. Er hatte Glück, unter den Gendarmen war Feliks Godlewski, der mit der AK zusammenarbeitete. Dieser half ihm Rachel zu befreien. „Damit fing auch für mich der Holocaust an. Man suchte mich mit noch größerer Verbissenheit als die Juden“, erinnert sich Stanisław Ramotowski. „Schließlich hob ich auf einem Feld eine Grube aus, dort lebten wir dann. Kurz vor der Befreiung fiel zufällig ein deutscher Soldat in die gut getarnte Grube. Das waren dann aber schon Frontsoldaten, die der Kampf gegen die Juden nicht interessierte. Sie reagierten noch nicht einmal darauf, als der Nachbar ihnen zutrug, hier wohne die Finkelsztajn, eine Jüdin. Die

Deutschen beschäftigten Rachel sogar in ihrer Feldküche.“ Nach dem Krieg ließ Stanisław dem Mädchen freie Hand. „Er sagte, ‘Du bist frei, Du kannst machen was Du willst’“, erinnert sich Rachel, die heute Marianna Ramotowska heißt. „Ich war mir ganz sicher, was ich will.“ 54 Jahre lebten sie glücklich zusammen. „Vielleicht ging es uns deswegen gut, weil wir alles Schlimme gleich ganz am Anfang durchgemacht haben.“

Ende der vierziger Jahre lud die Staatsanwaltschaft Stanisław wegen der Pogrome vor. „Wer hat die Juden verbrannt?“, fragte der Staatsanwalt. „Die Polen.“ Der Staatsanwalt schüttelte mißbilligend den Kopf. Ramotowski erregte sich: „Warum fragen Sie, wenn Sie es schon wissen?“ Darauf der Staatsanwalt: „Geben Sie Ruhe, Herr Ramotowski, was nützt Ihnen das? Lassen wir es dabei, daß es die Deutschen waren.“

Einige Tage nach der Verbrennung der Juden ging Leon Dziedzic zur Scheune um Heu für sein Pferd zu holen. Plötzlich regte sich etwas im Heu, und er sah das Gesicht von Szmul. Wasersztajn hatte aus einem Versteck heraus alles gesehen, was sich in Jedwabne ereignet hatte. „Er hatte schon ein Versteck in Janczewo vorbereitet. Dort verbrachte er drei ganze Jahre. Nach dem Krieg waren die Wälder noch voll von Partisanen. Da mein Bruder in der AK war, hörte er, die Partisanen wollten mit Szmul ‘aufräumen’. Szmul sollte verschwinden, damit es keine Zeugen dafür gab, was in Jedwabne geschehen war. In letzter Minute flüchtete er nach Białystok. Von dort schickte er uns als Zeichen seiner Dankbarkeit ein weiches gegerbtes Fell.“ 1949 legte Szmul Wasersztajn vor der Jüdisch-Historischen Kommission in Białystok Zeugnis ab. Sein Bericht wurde zur Hauptinformationsquelle über die Ereignisse von Jedwabne.

Mit Bürgermeister Godlewski fahre ich auf den Hügel, wo in den sechziger Jahren ein Stein mit einer Tafel zum Gedenken an den Ort, an dem die „Faschisten“ die Juden bei lebendigem Leibe verbrannten, aufgestellt worden war. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite erinnern nur noch wuchernde Haselnußsträucher an den dortigen ehemaligen jüdischen Friedhof. Noch in den 80er Jahren holten sich diejenigen, die sich mit dem Geld, was sie in den USA verdient hatten, neue Häuser bauten, Steine von diesem Friedhof. So ruhen in dutzenden Fundamenten einbetonierte jüdische Grabsteine.

Der Bürgermeister: „Warum kein Davidstern angebracht ist? Was sollen wir mit einem Denkmal, das nicht mal ein Jahr übersteht. Dann kämen Antisemiten aus ganz Polen hierher. Wir müssen es so machen, daß es nicht ins Auge sticht. Ähnlich ist es mit der Inschrift. Das Denkmal steht außerhalb der Stadt, da ist es kein Problem es vollzuschmieren.“

Eines Tages bekamen die Ramotowskis Besuch von einem Nachbarn. Er erzählte von seiner Reise ins Heilige Land. „Ich habe den Baum gesehen, der zu Deinen Ehren dort gepflanzt worden ist“, sagte er. „Er wächst auf dem Gedenkhügel in Jerusalem.“

Hanna, die schwarze buschige Augenbrauen hat, wache blaue Augen, die Haare unter einem geblühten Tuch versteckt, füttert auf dem Hof ihres Hauses, das sich in der Nähe des Jedwabner Marktplatzes befindet, ihre Hühner. Auf dem Küchentisch liegt die Zeitung „Niedziela“ [„Sonntag“, nationalistische katholische Wochenzeitung], im Zimmer nebenan ihr kranker Mann. Hanna überlebte als einzige einer großen Familie. Sie hieß damals Sara, war 15 Jahre alt, als Nachbarn aus einem Dorf bei Jedwabne sie versteckten. Zusammen mit ihrer Mutter lebte sie drei Jahre und drei Monate in einem Versteck. Im Januar 1944 kamen sie heraus. Ihre Mutter lebte in Freiheit noch bis März. Sie starb an Entkräftung. „Bitte erwähnen Sie keine Namen, meine Herren. Wozu auch? Jenen Vornamen gibt es nicht mehr, jene Menschen auch nicht. Gott wollte es so, daß sie alle in der Scheune umkamen. Ich hege keinen Groll. Mir schenken Polen das Leben.“ Hanna trocknet ihre Hände an einer blauen Schürze ab und faltet sie dann bittend. „Es war schon jahrelang so ruhig, warum sollen wir zu all dem zurückkehren? Bitte nennen Sie keine Namen, nicht meinetwegen, sondern der Kinder wegen. Mein Sohn ließ sich, als er in Białystok studierte, einen Bart wachsen. Ich mußte ihn bitten, ihn abzurasierern, denn die Leute hätten schlechte Assoziationen haben können. Später wollten sie meinen Enkel David nennen, aber ich erklärte ihnen, daß die Leute sich darüber aufregen könnten. Ich möchte niemandem Unannehmlichkeiten bereiten. Ich möchte in Ruhe sterben. Ganz leise und friedlich.“

TRANSODRA 23, Dezember 2001, „Die Jedwabne-Debatte“ in Polen - Dokumentation
Adam Willma, *Der Bart meines Sohnes*, im Original S. 46 ff

P.S. Vor einigen Wochen erschien die erste umfassende Arbeit über die Ereignisse von Jedwabne. Sie stammt aus der Feder von Jan Tomasz Gross und trägt den Titel „Nachbarn. Eine Studie über die Vernichtung einer jüdischen Kleinstadt“. Die erste Auflage war in Windeseile vergriffen. Der Verlag Pogranicze (Grenzland) bereitet eine Neuauflage vor, die Mitte August in den Buchhandlungen erhältlich sein soll.

Mein Dank gilt Henryk Baginski und anderen Einwohnern Jedwabnes für die Unterstützung bei der Realisierung dieser Reportage.

Adam Willma, geb. 1977, Soziologe, seit 1994 Reporter von Gazeta Pomorska, schreibt auch für Polityka und Newsweek. Lebt in Toruń.

Aus dem Polnischen von Thomas Strobel